

Rezension

Jürgen Kriz

W.W. Keil & G. Stumm (Hg.): Die vielen Gesichter der Personzentrierten Psychotherapie

Unter Mitarbeit von Elisabeth Zinschitz. Wien, Springer, 2002, XII, 638 Seiten, € 59,80

In einem sehr umfassenden Werk – immerhin weit über sechshundert Seiten – haben sich 27 Autorinnen und Autoren versammelt, um viele Gesichter zu einem aktuellen Portrait des Personzentrierten Ansatzes zusammenzuführen. Entsprechend der von den Herausgebern im Vorwort und vor allem in einem längeren einführenden Übersichtskapitel explizit erläuterten Konzeption kommen dabei in drei Teilen zunächst unterschiedliche Strömungen zu Worte, die sich dem Personzentrierten Ansatz zurechnen, im zweiten Teil geht es um spezielle Dimensionen und Settings, und im letzten Teil werden Konzepte und Erfahrungen aus unterschiedlichen Anwendungsbereichen vorgestellt. Dies entspricht einer klassischen, deshalb aber nicht weniger sinnvollen, Einteilung, wie sie uns in vergleichbaren Büchern auch in anderen Bereichen begegnet. Klassisch ist auch die Abfolge einzelner verfasster Beiträge: Diese sind durchwegs informativ und kompetent geschrieben, geben einen guten Einblick in die Sicht der jeweiligen Autorinnen und Autoren zu den gewählten Themen. Aber eine Begegnung – oder zumindest ein „Gespräch“ – zwischen den Beitragenden findet nicht statt. Ich habe nicht erfasst oder gar ausgezählt, wie oft die Beitragenden jeweils explizit Bezug aufeinander nehmen: Dies erscheint mir aber eher selten zu sein. Indem ich die Nicht-Realisierung eines stärker dialogischen Prinzips anspreche, möchte ich dies nicht als unfaire, kleinkarierte Bemängelung verstanden wissen, von jemandem, der nicht wüsste, welche zusätzliche Arbeit eine solche Begegnung bedeuten würde (und wie extrem selten so etwas daher stattfindet), sondern eher als sehnsuchtsvolle Imagination, die durch ihre explizite Thematisierung dazu beitragen möge, dass so etwas in nicht allzu ferner Zukunft stattfinden könnte. Wenn nicht in diesem Bereich und bei diesen Autorinnen und Autoren, wo doch Begegnung und Gespräch einen besonderen Stellenwert haben – wo denn sonst?

Die verschiedenen Strömungen im ersten Teil werden nochmals in Teil-Strömungen untergliedert, die (A) in erster Linie die Beziehung in den Mittelpunkt stellen, die (B) von einer klinischen Orien-

tierung ausgehen und letztlich solche, die (C) auf das Experiencing fokussieren. Eine begründende Herleitung hierfür wird ebenfalls im einleitenden Übersichtskapitel geliefert – und diese Einteilung mag mancher Leser auch dankbar als Orientierungshilfe empfinden. Gleichwohl könnte man aber auch kritisch hinterfragen, ob mit einer solchen Taxonomie der Vielfalt nicht eine Zwangsgestalt übergestülpt wird. So hätte ich beispielsweise die „Zielorientierte Gesprächspsychotherapie“ von Sachse nie und nimmer unter „Experiencing“ vermutet (auch wenn Sachse an anderer Stelle zum Experiencing geschrieben hat); und ob man Biermann-Ratjens entwicklungspsychologische Perspektive nicht auch gut dadurch charakterisieren könnte, dass „Die Beziehung als Mittelpunkt“ steht (statt als „klinische Orientierung“), sei ebenfalls dahingestellt. Entsprechend halte ich auch die Unterscheidungs-Formulierung „A) Verwirklichung der Grundeinstellungen mit völliger diagnostischer Absichtslosigkeit; B) Verwirklichung der Grundeinstellungen so, dass an der Inkongruenz gearbeitet werden kann“ (S. 50) für irreführend und in Gefahr, die „Teil-Strömung“ (A) abzuwerten (auch wenn dies vermutlich nicht so gemeint ist): Rogers, der bereits seit den ersten Studien ein sehr umfangreiches diagnostisches Instrumentarium zur Erforschung und Rekonstruktion der therapeutischen Prozesse und der Beziehung einsetzte, wofür er bekanntlich den ersten Wissenschaftspreis der APA erhielt, betonte mit der „diagnostischen Absichtslosigkeit“ die Bedeutsamkeit, zwischen Therapie und therapeutischer Haltung einerseits und Forschung und theoretischer Rekonstruktion andererseits zu differenzieren und nicht beides miteinander zu vermengen (wie es leider auch heute allzu oft geschieht – dasselbe gilt übrigens für die Basis-„variablen“, die analytisch-differenzierbare Variablen im Kontext der Rekonstruktion sind, was von einer ganzheitlichen Haltung und ganzheitlichem, nicht-aufsplittbarem Handeln unterschieden werden muss). Und wozu dient denn wohl die therapeutische Arbeit auch unter (A), wenn nicht der Arbeit an der Inkongruenz! Die Trennung in (A) und (B) ist daher für mich überscharf, während innerhalb der Katego-

rien zu viel Ungleiches einheitlich gesehen wird. Dies zeigt aber einfach die Problematik, eine Vielfalt an Bildern unter drei Kategorien subsumieren zu wollen.

Allerdings wenn man sich schon um eine Taxonomie bemüht, dann vermisste ich mindestens eine vierte Kategorie, oder doch zumindest einen Beitrag, im Abschnitt „Strömungen“: die systemtheoretische Perspektive – also das, was Rogers selbst in den letzten Lebens- und Schaffensjahrzehnten zunehmend wichtiger wurde. Gibt es doch kaum eine Darlegung seiner theoretischen Grundlagen in dieser Zeit, in der Rogers nicht ausführlich die bis dahin erbrachten Fundierungen seines zentralen Konzeptes, der Aktualisierungstendenz, diskutiert und erläutert. Gerade weil diese Perspektive für ein eigenständiges Profil des Personenzentrierten Ansatzes eine gute Fundierung gibt, um ihn in den gesellschaftlichen Strömungen (und Gegenströmungen) überlebenswert und -fähig zu halten, von denen Barbara Reisel und Christian Fehringer u. a. hervorheben: „So sehr uns der Wunsch nach geplanten therapeutischen Interaktionsabläufen verständlich ist, ist er doch Ausdruck einer zu kritisierenden, modernistischen Kontroll- und Machbarkeitsvorstellung ...“ (S. 346) und gerade weil Eva-Maria Biermann-Ratjen betont: „die Systemtheorie, die Lebensvorgänge beschreibbar macht, und die Säuglingsbeobachtung ... sind auch für die Explikation des Klientenzentrierten Konzepts ... von großer Bedeutung“ (S. 127), finde ich es überaus schade, dass im Register „System“ bzw. „Systemtheorie“ neben diesen beiden Stellen nur noch an einer dritten weiteren ausgewiesen ist (jenseits der Registerverweise taucht sie allerdings zumindest im einleitenden Übersichts-kapitel – S.10 – auf). Die systemtheoretischen Grundlagen des Personenzentrierten Ansatzes spielen denn im Buch eben auch keine Rolle – während ich (dem Spektrum des Personenzentrierten Ansatzes durchaus entsprechend) bemerkenswert viele Kongruenzen zu den o. a. „modernistischen Kontroll- und Machbarkeitsvorstellungen“ finde. Lediglich durch häufigeres Erwähnen der Aktualisierungstendenz und Selbstaktualisierungstendenz wird zumindest implizit auf diesen Rogers so wichtigen Aspekt eingegangen.

Auch dort, wo vielleicht noch eine Chance gewesen wäre, nämlich zumindest im zweiten Teil anlässlich des „Personenzentrierten Ansatzes in der Familientherapie“ etwas mehr über die systemische Perspektive zu erfahren (von der die moderne Familientherapie voll ist), werden in einem der blassesten Beiträge recht bodenständig Aspekte und Erfahrungen zusammengetragen, die weder die Leistung des Personenzentrierten Ansatzes noch moderner Familien-

therapie konzeptionell widerspiegeln, geschweige denn integrativ oder innovativ theoretisch zusammenführen.

Im Teil über spezielle Dimensionen und Settings werden neben der eben erwähnten Familientherapie Themen wie Gruppenpsychotherapie, Therapie mit Kindern und Jugendlichen, Krisenintervention, Kunsttherapie, Körpertherapie, Traum und Kurz- vs. Langzeittherapie erörtert. Die Anwendungsbereiche umfassen neben geistiger Behinderung, Sucht, Psychosomatik, Psychoonkologie und Trauerarbeit auch allgemeinere Aspekte – so zum Stellenwert des Personenzentrierten Ansatzes in der Psychiatrie oder eine Kurzdarstellung der sog. „Prä-Therapie“ (die ich eher in den konzeptionellen ersten oder zweiten Teil eingegliedert hätte). Alle drei Teile werden übrigens jeweils durch einen zusammenfassenden Über- bzw. Ausblick der beiden Herausgeber eingeleitet (zusätzlich zum bereits erwähnten Übersichts-kapitel) – eine hilfreiche und kompetente Orientierungshilfe für die Leserschaft.

Dass mir – und sicher auch anderen Lesern – bei den speziellen Settings und den Anwendungsbereichen noch der eine oder andere Bereich einfällt, den ich gern in diesem Buch gesehen hätte, liegt in der Natur der Sache: Irgendwo aber muss ein Stoffgebiet begrenzt werden und es gibt unterschiedliche Prioritäten, was aufgenommen werden sollte und was nicht. So kann ich mit der getroffenen Auswahl nicht nur recht gut leben: Ich halte sie vielmehr insgesamt für recht gut gelungen und auch aus meiner Sicht den Kern des Personenzentrierten Ansatzes gut repräsentierend. Dass die einzelnen Beiträge durchwegs gut lesbar und doch fachlich fundiert und kompetent geschrieben sind, soll hier nochmals hervorgehoben werden – ich möchte daher auch keinen der Beiträge im Positiven oder im Negativen besonders hervorheben (auch wenn ich, wie wohl jeder Rezensent und Leser, gewisse Vorlieben habe, und bei 27 AutorInnen eine gewisse Varianz an Souveränität realistischweise in Kauf zu nehmen ist).

Insgesamt ist den Autorinnen und Autoren, den Herausgebern und dem Verlag ein rundum gutes Buch gelungen, das sich – wenn auch am oberen Rand – noch im Segment eines angemessenen Preis-Leistungs-Verhältnisses bewegt. So ist ihm eine große Verbreitung zu wünschen – nicht nur bei Ausbildungskandidaten und Studenten, sondern auch überall dort, wo der Personenzentrierte Ansatz immer noch zu wenig in seiner Vielfalt und Fundierung wahrgenommen und gewürdigt wird.